

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

2) Von A. Rauc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Poitiers, den 30. August 1813.

An Herrn Fouché!

Wohlan, mein Herr, es geht vorwärts, es geht! Sie werden bald sehen, daß Sie nicht unrecht gehabt haben, zu Ihrem alten Jacotin, dem Faselhans, wie Rovigo mich nennt, Vertrauen gehabt zu haben. Ja, mein Herr, der Herzog von Rovigo, der sich eingebildet hat, mit ehemaligen Gendarmen eine Pariser Polizei organisiren zu können, sagte zu mir, als er mich auf die Weine brachte, daß ich ein alter Faselhans wäre. Teufel! Ich muß mich als Faselhans von einem Manne behandeln lassen, der nicht einmal begreift, daß seine Elite-Gendarmen auf dem Lande und an der Küste sehr gut sein mögen, für Pariser Arbeit aber nicht geeignet sind! Wenn das nicht Mitleid erregt! Das ist meine Belohnung dafür, daß ich Malet in der Stadtkommandantur verhaftet habe. Mich soll man noch einmal rufen, um das Kaiserreich zu retten, denn ich habe es gerettet, mein Herr. Alle verloren den Kopf, und wenn ich den General nicht erkannt hätte, dann lag die ganze Geschichte im Saec. Nun will ich Ihnen noch sagen, wie sehr ich es bedauert habe, meiner ersten Regung, die immer nichts taugt, nachgegeben zu haben. Zum Henker! Was wollen Sie? Man ist eben der Jagdhund, man spürt das Wild auf, man schlägt an. Mein Ehrenwort! Malet war kaum verhaftet, als ich schon Gewissensbisse hatte! Ein Gedanke kam mir wie ein Blitz: Wenn Fouché dabei theilhaftig war! Ich hätte es mir im Leben nicht verziehen. Und Sie waren vielleicht dabei . . . Doch ich frage nicht nach Ihren Geheimnissen."

"Gestehen Sie, mein Herr, daß es lustig gewesen wäre, wenn der Kaiser bei seiner Rückkehr seinen Thron nicht mehr vorgefunden hätte. Es hing nur von einem Polizei-Inspektor ab, und diesem Inspektor setzt man den Stuhl vor die Thür als einem Invaliden, einem alten Faselhans! Savary-Rovigo behauptet, daß alles meine Schuld gewesen wäre, weil ich mit der Ueberwachung Malet's betraut war und ihn hätte verhindern sollen, das Krankenhaus, in dem er internirt war, zu verlassen. Savary hat gut reden; er war nicht einmal im Stande, die Vollkommenheit von Malet's Arbeit zu begreifen — er will mich beurtheilen! Auf diese Art ist es bequem, sich über Männer vom Schlage Malet's und des Abbé Lason lustig zu machen. Ich konnte freilich nicht ahnen, was die beiden anzetteln wollten, da sie zu niemandem etwas gesagt hatten. Und ich bin doch kein Hexenmeister."

Es giebt Leute, die sich einbilden, daß die Polizei alles weiß, alles sieht und alles hört. Die armen Menschen! Die Wahrheit ist, daß die Polizei während drei Viertel der Zeit nichts gesehen, nichts gehört und nichts gewußt hat. Aber man muß es nur nicht laut sagen, aus Furcht, unserm Stande zu schaden. Wenn wir selbst in eine Sache verwickelt sind, dann sind wir auf dem Laufenden. Das ist aber auch nicht schwierig. Aber sonst sind wir auf den blinden Zufall angewiesen, und wenn wir Einen fassen, so muß er uns schon geradeswegs vor die Weine laufen."

Ach, wenn die Verschwörer ihr Handwerk verständen und ihren Weg ganz gerade verfolgten, dann würden sie nicht so oft den entscheidenden Schlag verfehlen. Aber sie ergreifen eine Menge unnützer Vorsichtsmaßregeln, die ihnen nur lästig fallen. Sie sind auf dem großen Hauptwege, die Polizei hält sich abseits auf einem kleinen Seitenpfad. Sie suchen ihn und wollen selbst den Fuß dorthin setzen. Nun glauben wir, daß wir sehr pfiffig sind; aber die Verschwörer sind auch oft sehr dumm. Ich sage das nicht in bezug auf Malet, dessen Arbeit meine volle Achtung hat und der wahrhaftig nur kein Glück gehabt hat, als ich mich in der Stadtkommandantur gerade in dem Augenblick befand, als er ankam. Dennoch, sein Plan hatte einen Fehler, den ich entdeckte, als ich ihn näher studirte. Wenn er mir sein Projekt anvertraut hätte, so würde ich ihm dessen schwache Seite gezeigt haben. Wir hätten es verbessert, und ich glaube, daß es dann mit uns vorwärts gegangen wäre. Aber — wie ein-

fältig bin ich! — der General konnte mich doch nicht zum Vertrauten nehmen, da ich ja, wie Rovigo sagt, mit seiner Ueberwachung betraut war.

Sehen Sie, mein Herr, ich würde mich nie damit trösten, nur Spigel gewesen zu sein. O, ich will damit nicht etwa das Handwerk lästern, — man hat da auch gute Momente. Und dann, — was wollen Sie, daß ein ehemaliger geistlicher Bruder wie ich, der gewisse Leidenschaften hat, machen soll? Er wird Polizist. Es sind viele ehemalige Priester in der Verwaltung, wie Sie wissen. Aber wenn ich ein ehrlicher Mensch gewesen wäre! Wenn ich ein ehrlicher Mensch gewesen wäre? Nun, anstatt in die Präfektur zu treten, hätte ich mich in die Verschwörungen gestürzt. Ich wollte selbst Polizei treiben! Das ist immer mein Ehrgeiz, der Traum meines Lebens gewesen. Wir haben freilich mit Ihnen zu George's Zeiten ein kleines Komplott angefangen und Real dabei gezeigt, daß er nur ein Dummkopf war; aber das geschah damals nur, um mir Appetit zu machen. Ich frage Sie nicht nach Ihren kleinen Angelegenheiten, Herr Fouché, aber wenn Sie Lust bekommen, Rovigo tüchtig zu schaffeln zu machen, so zählen Sie auf den Vater Jacotin. Er, Rovigo, wird dann sehen, ob ich ein alter Faselhans und zu nichts mehr nütze bin!

Es ist wahr, trotzdem fasselt ich. Ich rede, schwache, wie wenn Sie nichts weiter zu thun hätten als mich anzuhören. Entschuldigen Sie mich, Sie wissen, daß es meine Art ist, während der Arbeit zu plappern und daß dies mich niemals gehindert hat, gute Arbeit zu leisten. Uebrigens haben Sie da unten nicht viel Unterhaltung. Vater Jacotin fällt manchmal ein lustiges Wort ein, das Ihnen etwas Berstreuung bringt. Jetzt zum Bericht."

Sobald ich Ihre Instruktionen durch den großen Boulard erhalten hatte, lenkte ich meine Schritte nach dem Ministerium. Offiziell leitet Desmaretz, der Divisionschef, immer die Politik. Aber Rovigo hat kein Vertrauen zu ihm, denn er hat einen besonderen Dienst eingerichtet, der direkt mit dem Kabinet korrespondirt und dessen Direktor der kleine Degrange ist. Dieser Erzklump macht jetzt gutes und schlechtes Wetter im Ministerium. Degrange hier, Degrange da! Ach, wenn Degrange mit der Ueberwachung Malet's betraut gewesen wäre, dann hätte der Herr Minister keine Reise nach La Force gemacht. Sie nehmen den Mund gewaltig voll mit ihrem Degrange. Er sieht alles vorher, erräth alles, hat die Nase des Spürhundes, den Blick des Ablers u. s. w. Wir werden das noch näher untersuchen, wenn Vater Jacotin erst am Spiel theilnimmt und ihm die Karten mischt."

Inzwischen haben Boulard, Turlure und ich uns selbst mit seiner Ueberwachung betraut. Ich habe nur noch diese zwei bei mir. Für den Moment sind wir drei auch genug. Der große Boulard hat eine feste Haut und Turlure ist fein wie Ambra. Die Dinge sind noch nicht lange im gange. Vor drei Tagen erhielt ich die Nachricht, daß einer von Degrange's Leuten einen Platz in der Post für Bordeaux bestellt hat. Mit einem Satz war ich in der Rue Patrière. Ich bitte um das ganze Kupee. Man sagt mir, daß es unmöglich sei und daß schon zwei Reisende für Poitiers wären. Das wollte ich nur wissen. Ich nehme den dritten Platz, und am Abend um 8 Uhr knallt der Postillon mit der Peitsche. Nebenbei bemerkt habe ich als der zuletzt Eingeschriebene keinen Ekplaz mehr bekommen. In meinem Alter ist das sehr unangenehm."

Kaum sind wir abgefahren, als Degrange mich durchbohrend ansah. Mit seiner schweifenden Nase und seinem zwinkernden Auge ist er nicht gefährlich. Er riecht nach Polizei. Ein Kind würde da mißtrauisch werden. Er hat mich plaudern und ich habe ihn seine Mätzchen machen lassen. Keine Gefahr, daß er mich erkannte; aus dem guten Grunde, weil er mich niemals gesehen hat. Wir sind nie in demselben Dienst gewesen. Zu der Zeit als ich im Ministerium war, hatte Rovigo ihn in die fliegende Brigade des Kaisers gesteckt. Während ich nun lauter Dummeheiten sagte, studirte ich meinen anderen Reisegefährten, der wie ein großer Gendarm ansah und kein Wort sprach. Er und Degrange schienen sich nicht zu kennen, aber das bewies nichts. Ich sagte bei mir: Diese große Gestalt habe ich schon irgendwo ge-

sehen, ich kenne diese Augen, deren Ausdruck so sonderbar ist; hellgraue, fast blaue Augen, wie man sie bei Blonden findet. Auch die Hautfarbe war die eines blonden Menschen; dabei waren Haare und Schnurrbart sehr schwarz. O, o, mein Junge, das paßt nicht zusammen! Ja, ja, die Haare sind dunkel, und im Schnurrbart ist nicht ein einziges Haar von anderer als dem reinsten Schwarz. Das ist gefärbt, so viel ist klar, aber darum bin ich noch nicht weiter. Sehen wir weiter zu: Die Haltung die eines Offiziers in Zivil, langer Ueberrock, das Band der Ritter der Ehrenlegion im Knopfloch. Alles dies sagt mir nichts. Wo zum Teufel habe ich diesen Kopf gesehen? Suchen wir ein wenig nach besonderen Kennzeichen.

Besondere Kennzeichen: keine.

Aber nein! Ich sah die linke Wange nicht, und auf der linken Wange haben wir ein Mal, mein Lieber, ein Mal von der Farbe der Weinbese mit drei kleinen Haaren, von denen eines roth und zwei blond sind. Ich erkenne diese drei Haare, und ich kenne das Gesicht, zu dem sie gehören. Das thut, als ob es sich einen anderen Kopf zurecht machen kann und hat nicht daran gedacht, diese drei Haare auszureißen, die ich unter zehntausenden herausfinden würde! Rathen Sie, wer das ist, Herr Fouché rathen Sie, mit wem ich nach Poitiers fahre. . . Sie können es nicht? Nun, wohl, es ist Méhu, der große Méhu, dieser Espion, der Méhu, den Sie seiner Zeit in England und München beschäftigten; kurz Méhu, der Drake, den englischen Minister, so gut eingewickelt hat. Und gerade, da Sie ihn mit recht verdächtigten, daß er doppeltes oder dreifaches Spiel spielte, beauftragten Sie mich damit, ihn zu kontrolliren. In der That, er marschirte gleichzeitig für Sie, für den ersten Konsul und für die Royalisten. Er bekam aus allen Händen. Habe ich ihm doch in London genug nachgespürt!

Er mochte sich noch so schön verkleiden, dank diesen drei unglückseligen Haaren noch ich beim ersten Blick Lunte. . .

Man muß sich nicht täuschen, Méhu hat weder Ehre noch Moral, aber er ist nicht der erste beste. Ach, ach, wir werden uns amüsiren! Denn es ist kein Zufall, daß Méhu und Degrange in demselben Postwagen mit dem Vater Jacotin sind. Der Zufall ist ein großer Possenreißer, aber solche Streiche wie dieser gelingen ihm nicht immer. Zum Beispiel, warum ist dieser Ganner hier? Ich gestehe Ihnen, daß ich hierin nicht klar sehe. Ich glaube nicht, daß er zu Degrange gehört. Méhu ist zu eitel, um einen solchen Gefährten mitzunehmen. So spürt hier also einer dem andern nach? Aber welcher? Für wen arbeitet Méhu? Für Desmaretz vielleicht, der sich mit seinem Minister schlecht steht? Nein, Desmaretz ist zu feige, um sich so hervor zu wagen. Für die Royalisten? Nein, Méhu ist bei ihnen fertig; er hat ihnen zu viel Geld aus den Taschen gezogen und sie zu oft verkauft. Aber für wen denn? Nun, vielleicht für den Kriegsminister. Als der Kaiser aus Rußland zurückgekehrt war, hatten Kovigo und der Herzog von Feltre versucht, sich wechselseitig in die Lust zu sprengen. Sie müssen diesen kleinen Krieg in Zukunft fortsetzen. Ich glaube wohl, daß ich hier auf dem richtigen Wege bin. Wie denken Sie, Herr Fouché?

Wahrhaftig, ich werde diesen Gedanken verfolgen. Er ist der wahrrscheinlichste. In jedem Falle fürchten Sie nichts, ich halte die Augen offen, und weder der große Méhu, noch der kleine Degrange werden mich über den Löffel barbieren, da ich die beiden einseifen werde, ich, Jacotin, genannt Pipette.

Wir sind ohne Unfall in Poitiers angekommen. Da man glaubt, daß ich meines Geschäftes wegen schon in dieser Stadt war, habe ich meinen beiden lustigen Brüdern das Hotel des Trois-Piliers empfohlen, wo ich ein Zimmer genommen habe; und sie auch, just im selben Stockwerke. So habe ich sie in der Hand.

Bald mehr, mein Herr; glauben Sie an die Ergebenheit und Zuneigung Ihres verehrungsvollen Bewunderers
Jacotin, genannt Pipette.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eugenie.

Von Edward Stilgebauer.

Wie ein riesiger Spiegel aus tiefblauem Krystall ruhte der See. Nur ganz leise, kaum merklich, ging ein Zittern, fast wie ein Frösteln über die weite Fläche des ewig bewegten Elementes. Berauschend duftender Flieder neigte die mit Blütenbalden über und über beladenen Zweige segenschwer hinab auf das Wasser. Nothe und

weiße Kastanienblüthen sanken lautlos sterbend in die blauen Wellen. Schwüle düstere Luft schwebte aus dem Garten über den See. Die Sonne hatte sich an dem westlichen Himmel hinter schwarzen Wolken verrochen. Die wuchsen und wuchsen. Lautlos kletterten sie empor an dem Horizont, hastig eilend, obwohl drunten im Thale kein Lüftchen zu verspüren war. Zu neuen Gebirgen schienen sie sich über den Alpen zusammenzuführen, die Gipfel einhüllend in neidisches, lichtentziehendes Grau, die eben noch wunderbar im Glanze der Abendsonne im strahlenden Weiß zum Himmel emporgestarrt hatten. Jetzt jagten die Wolken von beiden Seiten des Horizonts einander in die Arme, zusammenzukommen, sich zu umfassen. Nur noch ein ganz kleines Stück des Himmels oben im Zenith stand blau, tiefstehend über dem regungslosen See, wie ein Auge, ein großes, blaues Menschenauge. Aber die Wolken jagten, umfassen sich. Der Himmel ward finster. Tiefe Schwärze lag über dem See. Kein Auge mehr, kein einziger Sonnenblick über der regungslosen Fläche, nur der schwarze Himmel. Allüberall die Ruhe, die absolute Ruhe vor dem Gewitter. Und immer noch fielen die rosa und weißen Kastanienblüthen in das stille Wasser, immer noch sandte der Garten aus Fliederbalden und Goldlackronen schwere berauschende Däfte über die wie aus tiefdunklem Erz gegossene Fläche.

„Es wird gleich regnen, wir wollen ins Haus gehen“, sagte er zu der jugendlichen Frau, die wie ein Marmorbild unbeweglich neben ihm auf der Bank des Gartens saß. — Sie gab ihm keine Antwort. — Ihre großen, blauen Augen starrten über den See, reglos, wie das große, blaue Menschenauge, daß nun hinter den Wolken verschwunden war. Und immer sah sie, wie die Blüthen starben, wie sie leise und langsam vom Kastanienbaum ins Wasser fielen. —

Da sie ihm keine Antwort gab, stand er auf, langsam, müde und gelangweilt. Er strich die perlenden Tropfen, die über seine Glase in die ergränzenden Haare liefen, mit dem Taschentuche weg, es war heiß. Schwüle vor dem Gewitter. — Da jenzte das junge Weib neben ihm auf der Bank, leise, kaum hörbar, aber sie seufzte. — Dann ging er langsam, als wenn ihm das Steigen beschwerlich falle, als wenn er nicht athmen könne, den weißen Kiebelweg hinan, der durch den Garten zu der Villa führte. Er schüttelte den Kopf, einmal schien es sogar, als wenn er nach der Stirn greife mit einer bezeichnenden Handbewegung, doch schnell ließ er die Hand sinken, als ob er erlappt sei. Die Hand sank rasch, ängstlich, wie die Hand eines Schuljungen von dem unter dem Tisch aufgeschlagenen Buche. — Das Weib seufzte noch einmal, diesmal tiefer, hörbar. — Er schlenberte den Kiebelweg hinan, schüttelte noch einmal mit dem Kopfe, ohne sich umgudrehen. — Sie war aufgestanden, an das Gitter getreten, das den Garten der Villa von dem schmalen Pfade trennt, der am See-Ufer hinführt. — Da fuhr Wind durch die Kronen der Kastanien. Hundert Blüthen sanken mit einem Male. Sie breitete die Arme auseinander, als ob sie die Blüthen fangen, als ob sie die Kinder des Frühlings an ihrem knospenden Busen bergen könnte. In dem weichen Mousselinleide sah sie jetzt wirklich aus, wie eine griechische Gwandstatue, weißjährig schmiegte sich der Stoff an ihren vollendeten Körper. — Da segte der Wind über den See. Schäumend stiegen die Wellen vom Grunde auf. Der Tanz begann. Leuchtend fuhr es durch den schwarzen Wolfenvorhang, grell, blickleuchtend, und dann trachte und halte es wider in dem Gebirge in tausendfachem Echo. — Da leuchteten ihre blauen Augen, da blickte es einen Moment aus den Tiefen der dunkeln, großen Pupille. Wie eine griechische Statue in weissem Gewande stand das Weib mit hocherhobenen Armen im Strahle des Blizes, der eben grell durch die Luft fuhr, dem ein zweiter drohender Donner folgte, dem brüllend der See antwortete. — Der Sturm hatte ihn aufgewühlt, wie ein wildes Thier gegen die Gitterstäbe des Käfigs schlug der See an die Quaimauer. — Da öffneten sich die Lippen des Weibes: „Einmal Kraft, einmal Leidenschaft!“ Im Donner erstarben ihre Worte.

Und er stand droben im Schutze der glasgedeckten Veranda und schüttelte mit dem Kopfe. —

Kleines Feuilleton.

„Schneider, leih' mir Deine Scher.“ Ueber den jüngsten Ministerwechsel in Italien spottet die „Tribuna“ folgendermaßen: Er. Excellenz der Staatssekretär für die öffentlichen Arbeiten macht, indem er die Schwelle seines Kabinetts überschreitet, eine Bewegung höchster Ueberraschung und bleibt mit einem Fuße innen, mit dem anderen draußen stehen. Sein Kollege von der Post und den Telegraphen sitzt auf seinem Stuhl und an seinem Schreibtisch. „Oh, was thust Du da?“ ruft er. „Ich bin Minister!“ — „Bravo, in fremdem Hause! Höre, keh' zu Deiner Post zurück!“ — „Unsin, Post! Dort hat sich der Kollege von den Finanzen eingenistet, der mich hierher geschickt hat. So scheint's im letzten Ministerrathe beschloffen.“ — „Ohne mein Wissen?“ — „Auch ohne das meine, kann ich Dir sagen.“ — „Ich verstehe. Wie gewöhnlich. Aber wo ist denn ein freier Platz?“ — „Ich glaube gehört zu haben, in der Marine.“ — „Ich Marineminister?“ — „Aber!! . . .“ „Man kann seinem Lande in jeder Form dienen!“ — Se. Excellenz eilt ins Marineministerium, findet da aber den Kollegen vom Unterricht. Der neue Marineminister entschuldigt sich: „Es ist eine Entscheidung stehenden Fußes gewesen wegen augenblicklicher

parlamentarischer und politischer Bedürfnisse. Du weißt wohl, die Gruppe — — (Der Rest wird ins Ohr gemurmelt). „Was soll ich machen? Man muß sich doch beschäftigen!“ — „Ach, wenn Du doch das Kriegssportseuile übernehme wolltest. Wir können gut aus. Krieg und Marine!“ — „Aber der Kollege von der Marine?“ — „Ich glaube, er ist zum Unterricht an meiner Stelle gegangen.“ — Se. Excellenz eilt zum Kriegsministerium und findet dort den Unterstaatssekretär eingeklistert. — „Zum Teufel, mir bleibt wohl nur noch die Justiz?“ — „Ich glaube. Uebrigens müßt Du die Sache nicht zu ernst nehmen. In einer Woche wechseln wir wieder.“ — „Aber mein Gott, was für ein Spiel wird denn da getrieben?“ — „Siehst Du es nicht? Schneider leih' mir Deine Scheer! Und da wir Kinder nun einmal sind . . .“ (Se. Excellenz trällert ein Liedchen vor sich hin.) —

Theater.

„Früh die Bindeln an die Säme, daß sie (die Bindeln) trocken werden!“ So rief einst ein scharfsinniger Beurtheiler seinem Freunde, dem jungen Goethe zu. Mit Eifer befolgt manch einer unserer jugendlichen Poeten den alten Rath und frohgemüth rückt er mit seinem Schaffen vor die Oeffentlichkeit. Nur wollen die Bindeln nicht recht trocken werden.

French-lümmeliche Thraünergüsse bilden das besondere Merkmal der jüngsten Bühnenproduktion. Alles in ihr wandelt sich zum Melodram. Nirgendwo ein jedes Anstürmen, wie es stolz ausschreitender Jugend wohl ansteht; liberal das Weh' der Enttägung. Wenn es noch milde Meise wäre, die von Entfagung predigt! Aber es ist ein hypochondrischer Zug, der dieser Dichtung eigenthümlich ist. Der Poet begudt sich ängstlich vom Wirbel bis zur Zehe. Hier und dort hat er eine schmerzhafteste Empfindung. Bald „reißten nicht alle seine Blüthenkränze“ so jäh, wie er's erwarten durfte. Bald ist es der beengende Druck der Familie, der auf ihm lastet. Das regt seine Melancholie an und er meint, sein Recht, über sich selbst zu weinen, müsse nun von der ganzen großen Welt anerkannt werden.

Aus der Familienmisere, die er gewiß gründlich kennt, haute Georg Hirschfeld bisher seine Dramen. Ein Hauch dumpfer Ohettolust durchzieht sie zugleich. Als der einundzwanzigjährige Dichter, der auch äußerlich an Gerhart Hauptmann mahnt, nur daß er zarter und kleiner von Statur ist, mit seinen „Müttern“ hervortrat, wurde er vielfach als neue Leuchte gepriesen. Die überschwänglichen Prophezeiungen müssen nun der skeptischen Betrachtung weichen. In seinem neuesten Schauspiel „Agnes Jordan“, das am Sonnabend zum ersten Male im Deutschen Theater gegeben wurde, offenbart Georg Hirschfeld ebenfalls poetische Art, lyrisches Stimmungsgefühl; aber das Gefühl ist so rührsam weich, es mahnt so oft an Verzärtelung, daß man bange werden kann, ob diese junge Begabung zur Mannlichkeit erstarken und reifen werde.

Vermittels eines Nothbehelfs versucht Hirschfeld diesmal sein dramatisches Problem, die Entwicklung einer ungeligen Ehe bis zur Resignation, zu lösen. Er verheißt seine fünf Akte derart, daß sie Episoden aus mehr als dreißig Lebensjahren bringen.

Mancher Enthusiast könnte darin ein besonders muthiges Vorgehen erblicken. Der junge Dichter verwirft mit Absicht die Schlußweisheit. Das ist es aber nicht. Es ist wirklich nichts unerhört Neues, sondern ein melodramatischer Nothbehelf. Die Leidensstationen einer armen Dulderin, deren Feingeistlich täglich von einem rohen, lächerlich eillen Patron mißhandelt wird, sollen gekennzeichnet werden. Diese Dulderin, Frau Agnes Jordan, ist ein armes, verzagtes Menschenkind; und darum kann ihr Geschick, ihre Hilflosigkeit nur das weiche Mitleid wecken, von dem das zärtlich verschwimmende Melodram lebt. Wo kaum ein Kraftausseh vorhanden ist, sich zu erheben, bleibt die tragische Spannung, die tragische Größe aus.

Frau Jordan stammt aus Kreisen, in denen der Handelsmann Herr der Welt ist und in denen gewisse patriarchalische Verhältnisse sich erhalten haben. Frau Jordan hat einen Onkel. Der wäre für sein Leben gern Künstler geworden. Aber in der besonderen Gesellschaft, in der er aufwuchs, giebt es kein Recht der Selbstbestimmung. Der Vater kommandirt und lücht den Willen seiner Angehörigen. So mußte der Onkel von Frau Jordan wider Willen Kaufmann werden; und verflümmert und vergrämt schleicht er durchs Leben. Alle seine inwendigen Schätze aber, seine ganze verschlossene Liebe häuft er auf seine jugendschöne Nichte Agnes. Durch ihn wird Agnes mit einem schöneren Stile Welt vertraut; an Schiller und Goethe, an Mozart und Beethoven erwarmt sie und wird reicher. Mit dieser Verfeinerung hat Agnes im Grunde ein schlechtes Lebensangebinde erhalten. Sie hat sich in den schönen, Gustav Jordan verliebt, einen Handlungsreisenden, der außer der Anbetung seiner werthen Person nur einen Gott kennt, das Geschäft und den dreimal heiligen Profit. Der verliebte und resignirende Oheim sieht das Unheil während der Hochzeit schon kommen; aber die glückstrahlende Braut erblickt ihren schönen Gustav noch in Verkürzung. Ihr Wahn ist bald veronnen; und im zweiten Akt sieht sie ihrem Kumpan von Gatten bis ins Innerste der brutalen Seele. Sie geht nicht von ihm, vielleicht durch Ohettotraditionen gebündigt; ja sie begehrt das seltsame Unrecht, daß sie bei dem Manne, der wie ein Affe mit zunehmendem Alter immer boshafter wird, noch ausharrt; und sie muß doch erkennen, daß der Mann nicht bloß sie selbst um ihr Leben betrogen hat, daß die Zustände in

der Familie zum inneren Ruin ihrer Kinder führen müssen. Sinnen und Ethik des Dichters indessen zielen anderswohin. Er behauptet, daß die Mutter, wenn sie in der Familie ausharrt, auch ihre Kinder leidlich bewahren kann. Dies „leidlich“ stört und stößt mich ab. In diesem „leidlich“ prägt sich die malle Kraftlosigkeit des Ganzen aus. Entfagung ohne Kampf, da fehlt der rechte dramatische Nerv.

Das Publikum hätte, trotz vordringlichen Beifalls einzelner Freundeskreise, diesen inneren Fehler deutlicher bemerkt, wäre die Darstellung der Hauptrollen nicht geradezu fesseln gewesen. Die gefährliche, larmoyante Einförmigkeit wurde durch ein Meisterstück von Frau Agnes Sorm a (Agnes Jordan) vermieden. Jügendglück, Frauennoth, mütterliche Bekümmerniß, jeweilig wurden sie wahr. Das war kein Virtuosen- und Verwandlungsspiel, das war ergreifend in den verschiedensten Phasen. Die niederen Typen, denen das Dasein ein Schachergeschäft ist, wurden in ganz besonderer Schärfe und Lebensechtheit von Herrn Reich er (Gustav Jordan) und Fräulein Lehmann erfasst. —

Das Gastspiel der Frau Néjane mit ihrem französischen Ensemble hat am Sonnabend im Lessing-Theater begonnen. Man gab die dramatisirte „Sappho“ von Daudet. Am Sonntag folgte als zweite Vorstellung „Madame Sans-Gêne“ von Sardou. Frau Néjane gilt als typische Hauptvertreterin der modern-realistischen Pariser Schauspielkunst. Mit dem Künstlertum der Sarah Bernhardt, deren Grundzug pathetisch ist, hat Frau Néjane wenig gemein. Frau Néjane gilt als reifste „Comédienne“ der französischen Bühne. Nur fassen die Franzosen den Begriff Komödie weiter, als wir Deutschen. Er deckt sich nicht mit unserem Lustspiel, er reicht bis ans tragische im modernen Gesellschaftsdrama hinan, schließt aber getragen-dellamatorisches, schweres Pathos aus.

Es wurde unglaublich viel Klatsche, mehr von deutscher als französischer Seite gemacht, bevor Frau Néjane nach Berlin kam, und manche Taktlosigkeit lief dabei mit unter. Frau Néjane selbst hat sich den Anshochern gegenüber vernünftig benommen. Sie will der Welt ihr reiches Können zeigen und findet es geschmacklos, ans höchstem Charvinismus dabei Berlin zu übergeben oder darüber Tiraden zu machen, daß man Berliner Honorare verschmähe. Jedenfalls ist in Frau Néjane eine wirklich voll anerkannte, erste französische Schauspielerin nach Berlin gekommen, woraus noch nicht zu folgen braucht, daß Frau Néjane auch uns, die wir vielleicht an große Schauspielkunst einen anders gearieten Maßstab anlegen, als erstgradige Künstlerin erscheinen muß. Das Publikum war in „Sappho“ sehr freundlich und theilnahmvol; aber nicht überrascht, hingerissen wie damals, als die Italienerin Duse nach Berlin kam; und am zweiten Abend war es ungesähr ebenso. Das macht wohl die besondere Art der Frau Néjane und der Umstand, daß man bisher noch keine Rollen von ihr sah, in der ein Künstler aus reichen Tiefen schöpfen kann. Vielleicht haben die Franzosen für das Feingeistige, lebhaft Bewegliche in der Schauspielkunst mehr Sinn, und wir wiederum eine größere Werthschätzung für die Neuberungen geistiger Stärke, elementarer Kraft. Der hervorragende schauspielerische Bestand der Frau Néjane wirkte in Sardou's windiger Komödie auch bei uns lebhaft. So freier Uebermuth, wie ihn Frau Néjane, selbst wo sie zu parodistischer Uebertreibung verführt wird, wird bei uns gewiß als etwas ganz Besonderes empfunden. Es steckt ein aparter Reiz in dieser dreisten Liebenswürdigkeit. Leicht und sicher decken sich das behend hingeworfene Wort und die rasch veränderliche Geberde. Eine ganz verfeinerte, in den Einzelheiten saubere Soubrettenkunst, wie sie Frau Néjane als Madame Sans-Gêne beherrscht. Nur liegt es in dieser künstlerischen Art selbst, daß sie uns nicht gerade elektrisirt. — Wie weit das Künstlervermögen der Frau Néjane reicht, wird wohl ihre „Nora“ zeigen. —

gr. Das Arthur Higer'sche Trauerspiel „Die Heze“ wurde am Sonntag von der Freien Volkshöhne im Friedrich-Wilhelm-Städtischen Theater aufgeführt. Seit langem ist dieses 1875 veröffentlichte Stück von der Schaubühne verschwunden; man wird kaum fehlgehen, die Ursache hiervon nur darin zu suchen, daß unsere bürgerliche Schaubühne und ihr von den Jugendstünden der Freigeisterei zu Bigotterie und Kirchengeh zurücklehnendes Publikum für das Problem dieses Dramas nichts mehr übrig hat. Es war ein löblicher Gedanke der Leitung der Freien Volkshöhne, dieses Werk des Bremer Maler-Dichters, in dem das Ringen einer freieren wissenschaftlichen Weltanschauung gegen den reißigsten Kirchenfanatismus in großer Art dargestellt ist, ihren Mitgliedern darzubieten. Der Herold verkündet den Frieden nach dreißigjährigem Religionskriege, Lutherische und Katholiken, so brennender Haß auch in ihnen noch fortwirkt, reichen sich die Hand zur Vertilgung des gottlosen Regentums, das die Lehren von Keppler und Galiläi vernommen und mit dem Kirchenglauben gebrochen hat; und der blinde Pöbel folgt dem Jesuiten und dem glaubenseifrigen lutherischen Wachmeister gegen die „Heze“. In diesen Rahmen des Dramas eingewoben ist die Liebestragödie derselben Heze, deren Geklebter nach zehnjährigem Fernsein die Geliebte als „weiblichen Faustus“ vorfindet, während die jüngere Schwester das Bild der Geliebten von ehemals annahm. Thales, die Heze, jubelt dem längst verloren geglaubten Liebesglück zu, will der trockenen Wissenschaft den Abschied geben und den Todenschädel und die Pergamente mit dem Spinnrad und häuslichem Glück vertauschen. Aber Schwester

Altmuth liebt auch den heimgelahrten Ezard; erst sucht Thalea die Schwester durch Bitten und Drohungen von ihm zu reißen, aber im letzten Augenblick, als sie mit Ezard in die Kirche treten will zur ehelichen Verbindung — diese Zeremonie will sie nicht verweigern —, scheidet sie in ihr die Empfindung, daß sie den Geliebten der Schwester überlassen müsse und sie weicht von der Schwelle der Kirche zurück. Das schon leidenschaftlich wider sie erregte Volk erkennt hierin den Finger Gottes, eine Hege kann nicht durch das Thor des heiligen Hauses schreiten. Wachtmeister Lubbo beicht von ihr den Reinigungsschwur auf die Bibel, da am Fuße des Kreuzes spricht sie ihr Glaubensbekenntnis: Ich glaube nicht an den persönlichen Gott im Himmel und die Bibel, so ehrwürdig sie mir ist, soll meinem Denken nicht Grenzsteine setzen. Und die Hege zerriß das alte Buch und wirft die Fetzen dem Volke vor die Füße. Hier — am Schluß des vierten Aktes — liegt der Höhepunkt des einheitlich aufgebauten und dramatisch höchst wirkungsvollen Trauerspiels. Der fünfte Akt fällt ab, die mit Mühe gegen die andrängende Menge gereizte Hege findet ihren Tod durch den Dolch Lubbo's und jubelnd ruft der Jesuit: So schlage Gottes Wetterstrahl der Ungläubigen ganze Legion!

Das Fitger'sche Trauerspiel ist „im alten Stil“ geschrieben; nicht seine Seelenanalyse, wie sie die Neueren geschaffen, mehr schwungvolle und pathetische Diktion, aber das Pathos ist nirgends ein falsches und birgt in sich recht viel poetisch Schönes und gedanklich Bedeutendes. Und besser gewiß ein gutes Stück im alten Stil als neuer Stil in werthlosem Nachwerk, wie es jetzt in Masse auf die Bühne geworfen wird!

Die Darsteller bemühen sich, dem bedeutenden Stoff gerecht zu werden. Gut spielte Herr Deser vom Deutschen Theater den Jesuiten Xaver und auch Herr Gomund den alten jüdischen Lehrer der Hege. Frau Detschy als Thalea hatte einige gute Momente und Herrn Wendt, der den Oberst Ezard gab, haben wir schon besser gesehen.

Die Mitglieder der „Freien Volksbühne“ nahmen das Stück mit Interesse und Beifall auf; besonders nach dem 2. und 4. Akt war der Beifall allgemein und groß. Alles in allem bedeutet die Aufführung des Fitger'schen Stückes einen schönen Erfolg der „Freien Volksbühne“.

Astronomisches.

io. Die Leuchtkraft der Sterne hat der Astronom Minchin dadurch zu bestimmen versucht, daß er das Licht einiger der größten Sterne durch ein Fernrohr von 60 Zentimeter Oeffnung fallen ließ und mit dem Bilde einer Normalkerze verglich, das aus drei Meter Entfernung neben dem Bilde des Sternes auf einen Schirm geworfen wurde. Er fand, daß das Licht des Planeten Jupiter dem der Kerze um etwa 3/4 mal überlegen war, während alle Fixsterne, auch die größten unter ihnen, an Helligkeit hinter der Kerze bedeutend zurückblieben. Der hellste von den untersuchten Sternen war der veränderliche Stern Beteigeuze im Orion, sein Licht war etwa sieben Zehntel von der Helligkeit der drei Meter entfernten Normalkerze. Ein so gewaltiger Stern wie der Procyon war nur etwa ein Viertel so hell wie die Kerze, der Polarstern (Größe 2,2) nur ein Sechstel. Um nun die eigentliche Leuchtkraft der Sterne zu bestimmen, muß man ihre Entfernung von der Erde kennen, dies ist aber nur für sehr wenige Fixsterne der Fall. Einigermassen gut bekannt ist die Entfernung des Procyon, von dem das Licht zwölf Jahre braucht, um zur Erde zu gelangen. Wenn man diese Entfernung in Rechnung zieht, so würde die Leuchtkraft dieses Sternes auf grund der neuesten Feststellungen 516 Trillionen von Normalkerzen betragen.

Meteorologisches.

t. Ein großes Meteor wurde von einem Schiffe der deutschen Marine auf dem Wege von Hongkong nach Yokohama gegen Mitternacht in einer Höhe von 35—40 Grad über dem Horizont beobachtet. Das Meteor hatte einen scheinbaren Durchmesser, der die Größe des Planeten Venus etwa um das doppelte übertraf, und strahlte ein sehr helles, bläulichweiß bis violett gefärbtes Licht aus, welches den ganzen östlichen Himmel beleuchtete. Der Feuerball besaß keinen sichtbaren Schweif, hinterließ dagegen einen hellen kurzen schmalen Streifen, der in einen kleinen Bogen endigte. Die ganze Erscheinung währte 2—3 Sekunden.

Technisches.

— Das Photographiren unter Wasser ist eine Errungenschaft jüngerer Zeit. Versuche auf diesem Gebiete sind allerdings alt, hatten aber bisher keinen Erfolg. Durch ein neues Verfahren ist nun dem Wassertechniker ein sicheres Mittel zur Beurtheilung jeder Art Arbeit unter Wasser gegeben. Auch Kriegs- und Handelsmarine werden davon Nutzen haben durch die Möglichkeit der Besichtigung der Schiffsböden, wenn kein Docken erfolgen kann, sowie der Untersuchung gesunkener Wracks. Auch läßt sich auf diese Weise der Meeresboden erforschen und das Thier- und Pflanzenleben seiner Tiefen studiren. Im Kriege kann die Lage von Sperrn, Torpedos und Minen festgestellt werden. Zwei Dinge gehören indeß nothwendig zum wirksamen Gelingen: genügend Licht und vollkommen wasserdichter Abschluß der Kammer. Kapitän Boiteux von der brasilianischen Marine hat in seinen Versuchen, unter Wasser zu photographiren, folgenden Weg eingeschlagen. Er brachte eine Glühlampe in einer Wäsche an der Spitze des Taucherhelms

an, die ihren Lichtkegel nach einem hinter der Wäsche befindlichen Scheinwerfer sendet und ihn von dort durch ein Glas nach vorn zurückstrahlen läßt. Die Lampe kann von einem Dampfboote aus durch eine Dynamomaschine oder einen Sammler in Betrieb gesetzt werden. Der photographische Apparat ist am Taucheranzuge in einem wasserdicht verschlossenen Kasten befestigt, der an der Stelle, wo Objektiv und Sucher sich befinden, Glasfenster besitzt. Die Linse wird durch eine Schraube, die durch den wasserdichten Kasten hindurchgeht, gedreht. Das Ergebniß der Versuche mit diesen Instrumenten soll ausgezeichnet sein. 3 Meter entfernte Gegenstände konnten so klar wie bei Tageslicht gesehen werden und wurden schnell aufgenommen.

Humoristisches.

— 3750 Küsse und ihre Folgen. In einer Gesellschaft sprach man vom Küssen. Einer warf die Frage auf, wie viel Küsse man wohl innerhalb einer gewissen Zeit zu geben im Stande sei. Da behauptete ein sehr lebhafter und sehr verliebter junger Mann, daß er und seine Braut es in zehn Stunden auf 10000 Küsse bringen könnten. Man ging nun eine Wette ein. Als Bedingung hatte sich der junge Mann ausgemacht, nach jeder halben Stunde eine Erfrischung zu sich nehmen zu dürfen. Das Küssen begann. In der ersten Stunde wurden 2000 Küsse gewechselt, in der zweiten 1000, in der dritten 750 und damit — nichts mehr. Der lebhafteste junge Mann erhielt einen Lippenkrampf und wurde ohnmächtig, seine Braut fiel gleichfalls in Ohnmacht und erkrankte am selben Abend an Nervenfieber. Sie erholte sich nur langsam. Der Bräutigam war einige Tage lang Krampfanfällen ausgesetzt. Das Ende vom Liede war, daß die Hochzeit des Brautpaares um ein ganzes Jahr aufgeschoben werden mußte.

— Gerhart Hauptmann's Kunst hat, wie die „Welt am Montag“ erzählt, von einem seiner engeren Landleute eine merkwürdige Einschätzung erfahren. In einer Aufführung der „Vertunkenen Glocke“ traf ein Berliner Schriftsteller einen ihm bekannten alten Herrn, der Jahre lang der Familie Hauptmann in Wambrunn benachbart war, wo der Vater des Dichters das Hotel „Zur Krone“ besaß. „Na, was sagen Sie denn zu Hauptmann seinem Gerhart? Der Alte wiegt bedächtig den Kopf. „Wenn der alte Hauptmann mit dem Hotel besser gewirthschaftet hätte, nachher brauchte der Gerhart sich sei Knupp nicht asu zu zerplagen.“

Vermischtes vom Tage.

— Das erste Fest von Blum's „Deutscher Revolution“ ist in Oesterreich mit Beschlag belegt und verboten worden.

— In der Nähe des Florentini-Schlachtes bei Teplih (Böhmen) suchten drei Frauen auf den Halben Kohlen. Pöblich entstanden ca. 50 Meter tiefe Erdschcher, die Frauen wurden in die Tiefe gerissen und verschüttet.

— Die erste mit Acetylen beleuchtete Stadt auf dem europäischen Kontinent ist Tokis in Ungarn.

— Das Militärgericht in Budapest sprach den Mittmeister, der vor einiger Zeit seine Frau und einen Lieutenant aus Eifersucht niedergeschossen hatte, frei. Der Mittmeister behält seine Charge.

— Eine Wasserprobe fand dieser Tage auf dem Genfer See statt. Mehrere hundert Personen nahmen daran theil. Ein großer Dampfer fuhr die Gesellschaft von Dudy weit in den See hinaus. Es handelte sich um die Versorgung der Stadt Lausanne mit Trinkwasser aus dem See. Professoren, Doktoren, Vertreter der kantonalen und Gemeindebehörden und ein au-erwähltes Publikum kosteten das aus einer Tiefe von 50 Metern heraufgepumpte Raß, das sehr gut geschmeckt haben soll, wennleich die Gesellschaft für gut befunden hat, eine nicht geringe Zahl von Gläsern der besten Marken Wandtländerweins darauf zu gießen, so daß die Wasserprobe einen sehr fröhlichen und stark belebten Abschluß fand.

— Russisches. Eine Nigaer Eisenwaaren-Handlung empfing vor einiger Zeit aus Remscheid eine Sendung Sensen, die als Fabrikzeichen einen Reiter trug. Das Zollamt konfiszirte die Sendung, weil jenes Zeichen angeblich den heiligen Georg darstelle, die Nachbildung von Heiligenbildern aber in Rußland verboten ist. Der Empfänger protestirte dagegen. Man sandte das Fabrikzeichen an die höhere Zollbehörde in Petersburg; diese stellte die Sache beim heiligen Synod zur Beurtheilung vor, der der Reiter nicht als den heiligen Georg anerkannte. Nach sechs Monaten (die Sendung war im Frühjahr angekommen), als die Ernte längst vorüber war, bekam der Empfänger die Sensen ausgeliefert!

— In London ist John Gilbert, der Präsident der Gesellschaft der Aquarellmaler, im Alter von 80 Jahren gestorben. Sein Hauptwerk war der große illustrierte Shakespeare.

— In mehreren Orten auf der Insel Jamaica ist das gelbe Fieber aufgetreten.

c. e. Bei Carroll (Ver. Staaten) erschoss ein deutscher Farmer seine Frau und seine fünf Kinder und verwundete sich dann schwer.

c. e. In Chicago hat ein Mann seine eigenen — künstlichen — Beine verpfändet, um sich einen Rausch antrinken zu können.